

Nr. 43. Bromberg, den 21. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Alexander Huene liegt wieder in seinem Stuhl. Und davon schreitet es über das Promenadendeck: im Borddreß nach der letzten Mode, sehr hübsch, sehr stolz — ein Traum, ein Rausch von ungezählten Dollar-Millionen ist an ihm vorübergezogen. Denn er weiß wohl, was man in der großen Welt von dem höflichen „Vielleicht sieht man sich wieder?" zu halten hat.

Maud Hill aber ist mit sich unzufrieden. Ein Dank, ein Händedruck sollte es sein. Nun ist es aber mehr geworden. Fast wie das Versprechen eines Wiedersehens. Langsam geht sie über das Deck: sie will die Begegnung vergessen. Denn wen Maud Hill in den Kreis ihrer Verehrer und Freunde aufnimmt, muß in der Gesellschaft einen Namen haben oder zum wenigsten eine sportliche Rekordleistung aufweisen können.

Doch Alexander Huene, seine ritterliche Erscheinung, sein höflich-sicheres Auftreten kommt ihr nicht aus dem Sinn. Und ehe sie sich selbst über ihr Verhalten Rechenschaft abgeben kann, steht sie im Office der Olympic und bittet einen steifen, jungen Herrn, der die Listen der Passagiere führt, um die Personalien Alexander Huenes . . .

Weiter geht sie. Durch lange Korridore. Über Treppen steigt sie. Ein wenig nachtwandlerisch, versonnen, durchprickelt von dem Reiz eines werdenden Abenteuers, aber doch mit dem wachen Geschäftsgeist der Tochter eines großen amerikanischen Kaufmanns.

Zur Radiostation steigt sie hinauf. Und nach wenigen Minuten tragen Radiowellen den Befehl an die große Auskunftei Gratham Brothers in Newyork, auf dem schnellsten Wege genaue Auskünfte über Alexander Huene aus Dintersbühl bei Münster in Westfalen, Deutschland, augenblicklich Passagier der „Olympic", einzuholen.

*

Um die Zeit, da die Radiowellen den Befehl Maud Hills nach Newyork tragen, steht William Parker, der Sekretär John Hills, in dem kleinen Landhaus am Strand von Rockaway vor seinem Chef und berichtet ihm über den Verlauf des Börsenmanövers.

Ein Lächeln der Befriedigung gleitet über die grämlichen, faltigen Züge John Hills. In kühlem, rechnerischen Schwung überschlägt seine Phantasie die vielstellige Ziffer, die ihm die unsicher gewordene Börse schon eingebracht hat, seit dem Tage, da er den alten Brown als seinen Doppelgänger auf die Reise in die Südsee schickte.

„Und London, Parker?" fragt er dann. „Ist die Mine schon aufgeflogen?"

„Nein, Mister Hill!"

Ausdruckslos, in visionärer Schau, sehen die grauen, kühlen Augen John Hills in die Ferne. „Sie fliegt auf, Parker! — Sie fliegt auf!" sagt er dann leise.

Und seine unwahrscheinlich starke Vorstellungskraft trügt John Hill auch diesmal nicht.

In London, in der Downing-Street, in einem stillen, abgelegenen Zimmer des Ministeriums stehen um einen großen. ovalen, grünbezogenen Tisch zehn Männer. Starrer Ernst liegt auf ihren Zügen, wie nach einem schweren Entschluß. Einem Sekretär diktiert der Minister einen kurzen Bericht für die Öffentlichkeit.

Telephondrähte, Telegraphenkabel, Radiowellen fassen die Nachricht, tragen sie in Blitzesschnelle um die Welt.

Entspannt greifen die Redakteure der Zeitungen die Nachricht auf. Geschickt formen sie die Notiz, entwerfen die Überschrift. Setzer greifen zu schwarzen Lettern, um sie zu setzen. Und dann rasen die Rotationsmaschinen. Und die Zeitungsbogen, welche sie ausspeien, tragen die Überschrift:

„London bricht mit Moskau!"

Und nach Moskau schwingt die Radiowelle. Verstörung, Bestürzung herrscht im Außenkommissariat. Doch endlich formt der Geist Pawel Maximowitsch Latwins einen Befehl an den großen Vogel, der in dunkler Nacht über die Wälder Rußlands saust.

Und wieder schwingen Radiowellen. An dem langen Kupferdraht, der von dem Flugzeug herabhängt, klettert der Befehl hinauf. Der Empfangsapparat klopft. Zitternd formen die Finger des Telegraphisten den Befehl nach. Zu Boris Medwedjeff, zu Xenia Tsaturowa hinüber reicht er das Blatt. Sie erbleichen. Kurz ist der Befehl:

„London hat gebrochen. Eure Mission erübrigt sich. Abwartet weitere Befehle. Kreuzet."

Durch das Fenster schaut Xenia Tsaturowa in die Nacht. Dunkel wie Nacht, jeglicher Hoffnung bar ist ihre Seele. Ausgeträumt sind wieder einmal die Träume von Ruhm und Ehre — der Traum von Europa . . .

Lichtkegel blinken auf. Der Flugzeugführer läßt die Scheinwerfer spielen. Dunkler Wald huscht vorüber. Da — freies Feld. Dort — ein Bauernhof. Dort — ein Dorf, um eine weiße Kirche geduckt.

Sie kreuzen. Immer wieder fährt die Maschine eine meilenweite Runde. Unendlich scheint die Zeit . . .

Da klopft der Radioapparat wieder. Und der Telegraphist schreibt. Und als er ihr und Medwedjeff den Zettel reicht, lesen sie:

„Flieget Berlin. Abwartet dort weitere Befehle."

Stumm drückt Xenia Medwedjeff die Hand. Und der dankt ihr durch einen Kuß auf ihre Hand.

Weiter braust das Flugzeug. Weiter gen Westen . . .

Der Wärter hat die schmalen Betten zurechtgemacht. Ein Wiegenlied ist nun für Xenia Tsaturowa das Geräusch der Motoren.

Als sie nach einem tiefen, traumlosen Schlaf aufwacht und durch das Fenster schaut, liegt es drüben über einem dunklen Waldstreifen rotglühend wie eine brennende Kugel: die aufgehende Sonne!

Heller wird es. Und als Xenia von neuem auf die vorüberziehende Erde hinabsieht, ist das Bild anders geworden. Die unendlichen Wälder Osteuropas sind nicht mehr. Die verwahrlosten Felder, die armseligen Dörfer sind verschwunden. — Freundlich grüßen saubere Gehöfte, rote Ziegeldächer, weiße Mauern zu dem sausenden Vogel aus Moskau empor. Sorgsam abgegrenzt, sauber bestellt sind die Felder.

„Ostpreußen!" murmelt Xenia Tsaturowa. „Ostpreußen — Deutschland. — Endlich in Europa!"

Mit entspannten Nerven legt sie sich in die Kissen zurück.

IX.

Auch in die Radiostation der „Olympic" fuhr die Sensation. Und dann stand es in der Bordzeitung groß und breit zu lesen: „London hat mit Moskau gebrochen!"

Heftige Debatten knüpften sich daran, Debatten über Krieg und Frieden. Skeptisch lächelte Alexander Huene vor sich hin. Er kannte die englischen Verbündeten aus dem Weltkrieg: England holt ungern allein Kastanien aus einem großen Feuer. Doch er konnte nicht wissen, daß diese Nachricht einen weiteren Schritt in die Ungewißheit seines Schicksals hinein bedeutete.

Feste durchrauschten die Prunkräume der „Olympic". Ohne daß Alexander Huene, der heimatlos Gewordene, sich jemals hingezogen fühlte, daran teilzunehmen. Er bewunderte nur, mit welcher Ausdauer sich das junge und alte Amerika der Festfreude hingab. Ein ständiger Gast des Schwimmbades und des Turnsaales war er jedoch, und hier sah er auch einige Male Maud Hill wieder, von einem leichten Neigen des hellblonden Bubikopfes und mit einem kühlen, flüchtigen Lächeln begrüßt. Aus dem kühl-flüchtigen Lächeln aber las er: Abstand — Abstand, lieber Freund! Und er hielt den Abstand.

Dann aber, als das böige Wetter, welches das Schiff seit der Abfahrt von Newyork begleitet hatte, sich plötzlich verschlechterete, als ein Sturm aufkam und Wellen von unmeßbarer Kraft den riesigen Dampfer hoch emporhoben und dann wieder hinabschleuderten, als wäre er ein leichter Ball und die Gischt hinausleckte an die haushohen Bordwände wie Zungen gieriger Ungeheuer, da freute sich Alexander Huene.

Ein wenig schadenfroh war er auch dabei; denn leer waren die Prunkräume, leer das Deck, und aus den Kabinen kam Jammern und Stöhnen.

Es gewährte ihm eine eigene kraftstählende Freude, sich der wütend zerrenden Gewalt des Sturmes auszusetzen und die schwankenden Bewegungen des Schiffes zu parieren. Und die aufgewühlte See, die auf den hohen, sich überstürzenden Wellenbergen — kaum sichtbar, mehr nur zu ahnen — durch die Sturmnacht ihm entgegenraste, sie war ihm wie das unbekannte Schicksal, das dunkel auf ihn zuwogte.

Einen Tag und eine Nacht wütete der Sturm. Und als am Morgen des zweiten Tages Maud Hill durch das Fenster ihrer Staatskabine schaute, bleich noch und angegriffen von der Rauheit der Sturmnacht, da atmete das Meer wieder ruhig in langen, flachen, dunkelgrünen Wellen, als müsse es nach der großen Anstrengung wieder Erholung finden.

Und dann auf einmal straffen sich die Vorhänge des Kabinenfensters unter dem harten Griff von Maud Hills Hand. Mit rascher Bewegung zieht sie die Vorhänge zu und öffnet sie zugleich wieder leicht. Denn auf dem Deck, vor dem Fenster schwebt es vorbei: ein barhäuptiger, blonder, schmaler Kopf: Alexander Huene.

Ein spielendes Leuchten glimmt aus den grauen Augen Mauds, wie aus den Augen eines Kätzchens, das, begehrlich haschend, einem huschenden Spielzeug folgt.

In dem letzten Aufbau des Decks der „Olympic" aber, in der Station für drahtlose Telegraphie, da klopft wieder der Empfangsapparat, und die Hand des Telegraphisten schreibt die Depesche aus Newyork nieder. Und als Maud Hill in kokettem Pyjama, ein zierliches Häubchen auf dem hellblonden Haar, in ihrer Kabine beim Frühstück sitzt, da wird ihr die Depesche von ihrer Zofe auf silbernem Tablett gereicht.

Ein prickelndes Gefühl gespanntester Erwartung durchrieselt Maud Hill. Rasch öffnet sie die Depesche: Ein Bericht ist es, trocken und geschäftsmäßig, ein Bericht der Auskunftei Gratham Brothers in Newyork über Alexander Huene, den ältesten Sohn des Freiherrn Karl von Huene und seiner Frau Anja, geborenen Gräfin Kleinmichel, die früher in den Gouvernements Ingermanland und Estland in Rußland reich begütert waren und nun auf einem kleinen Bauernhof in Dintersbühl in Westfalen leben und schuften . . .

„O, wie interessant!" entfährt es Maud.

Und weiter liest sie von Alexander Huene, wie er als Leutnant des Garde-Kürassier-Regiments „Kaiserin" in den Weltkrieg zog und zweimal verwundet wurde. Wie er dann, als der Bürgerkrieg ausbrach, als Oberst eines Freiwilligen-Regiments gegen die Bolschewisten zog und bei dem Vorstoß auf Orjol wieder schwer verwundet wurde.

„O . . ." sagt sie diesmal nur still und leise.

Wie er dann schlecht geheilt, sich nach dem Zusammenbruch der Denikinschen Armee über Konstantinopel nach Deutschland durchschlug, liest sie weiter, wie er bei den Eltern Genesung fand, dann Bergbau in Freiberg studierte, nach Beendigung des Studiums nach Newyork fuhr, hier bei der gutherzigen Witwe Evarts lange Monate harrte und bangte und sich schließlich auf der „Olympic" unbekannt wohin einschiffte.

Das alles hatte die smarte Auskunftei Gratham Brothers in Newyork, 23 Warren Street, innerhalb dreimal 24 Stunden herausgekriegt und stellte dafür einer geehrten Miß Maud Hill den Betrag von 2128 Dollar und auch 16 Cents in Rechnung. Mit einer flüchtigen Handbewegung liest Maud Hill über die Zahl hinweg.

Maud Hill ist nachdenklich geworden über das Menschenschicksal, das soeben an ihr mit den trockenen Worten des Auskunfteiberichts vorbeigezogen ist. Maud Hill, die verwöhnte, der das Leben bisher selten einen Wunsch versagt hat. Und ihr Herz klopft und klopft einen unruhigen Takt.

Da fliegt es über ihr Gesicht: hell und froh, wie bei dem Auftauchen eines rettenden Gedankens.

„Frau Williams!" ruft sie.

Und aus der Flucht der Kabinen, welche Maud, die Tochter John Hills, sich für die Reise über den Ozean hat belegen lassen, taucht Frau Williams auf. Würdig, vertrauenerweckend-rundlich ist ihre Gestalt. Auf der kleinen Nase hängt ein Zwicker, da Frau Williams gegen jede neue Mode ist und auch die der Hornbrillen verschmäht. Seit Jahren schon hat sie sich in der nicht immer leichten Rolle einer Gesellschafterin von Miß Maud Hill bewährt.

„Frau Williams!" ruft Maud ihr erregt entgegen, entsinnen Sie sich des schlanken, blonden Herrn, den ich Ihnen auf dem Deck zeigte, und der mich davor bewahrte, den unbekannten, alten Mann zu überfahren? Hier ist seine Lebensgeschichte!"

Und auch Frau Williams liest den trockenen Bericht der Auskunftei. Liest und liest. Sie muß den Zwicker abnehmen. Die Augen sind ihr feucht geworden.

„Nicht wahr, Miß Maud," sagt sie mit weicher Stimme, „man müßte für Mister Huene etwas tun. Vielleicht können wir eine Sammlung veranstalten . . ."

Maud Hill lacht grenzenlos belustigt auf. „Er fährt erster Klasse," ruft sie aus.

Frau Williams ist etwas verärgert, weil sie falsch getippt hat. Aber beharrlich hält sie an ihrem gutherzigen Gefühl zu helfen fest: „Vielleicht könnte ihn Mister Hill in seinen großen Unternehmungen . . ."

Eine heftige Handbewegung ihrer Herrin läßt sie verstummen. Maud Hill hat ganz andere Gedanken.

„Frau Williams!" ruft sie plötzlich aus. „Ich gebe ein Fest! Und er muß in meinen Kreis. Denken Sie sich, Frau Williams, jetzt wo alles von den Bolschewisten spricht! Und er, ein früherer Gardeoffizier, der gegen sie gekämpft hat; der am kaiserlichen Hof getanzt hat; der eine so prachtvolle Figur macht. — Baron!! — Frau Williams, auf Tod und Leben soll er mir den Hof machen, der hübsche Mensch. Daisy wird wütend sein, und Molly wird gelb werden vor Neid . . . Bitte, gehen Sie, Frau Williams, bitte, rufen Sie mir den Manager. Inzwischen werde ich mich ankleiden . . ."

In den nächsten Minuten geht es flüsternd von Passagier zu Passagier als die große Neuigkeit des Tages, daß Maud Hill, die Tochter des Erdölkönigs, ihren intimen

Bekannten am Abend im Veranda-Café des Dampfers ein Fest geben wird.

In der ersten Stunde des Nachmittags hielt auch Alexander Huene erstaunt und betroffen ein Kärtchen in der Hand, auf dem in kurzen Worten und in eckigen, der lateinischen Druckschrift nachgeahmten Buchstaben ihm gemeldet wird, daß Miß Maud Hill sich die Ehre gibt, Herrn Alexander Huene zu einer kleinen Tanzfestlichkeit am Abend einzuladen.

Ein seltsames Gefühl der Unentschlossenheit gibt Huene an diesem Tage nicht mehr frei. Wohl steht ein Verlangen plötzlich in ihm auf: ein Hunger nach strahlenden Lichtkronen, nach Musik, nach frohen und fröhlichen, festlich gekleideten Menschen, nach leichter flotter Unterhaltung. Ein Hunger, den er an all den Tagen an Bord nicht gespürt hat.

(Fortsetzung folgt)

Hemden, die Richard Wagner trug.

Ferdinand Bac berichtet Neues aus dem Leben des Meisters.

Aus dem Französischen von **Erich von Lojewski.**

Die prächtigen Schlafröcke und die seidenen Hemden Richard Wagners haben schon zu seinen Lebzeiten zu mancherlei Gerede im In- und Auslande Anlaß gegeben, worüber er sich nur belustigte. Daß auch nach dem Tode des Meisters solche Kleinigkeiten nicht vergessen werden, zeigen die Erinnerungen, die der französische Zeichner und Schriftsteller Ferdinand Bac im „Journal" veröffentlichte.

Ferdinand Bac befand sich als junger Künstler im Jahre 1878 in Venedig. Er verkehrte dort in dem Cercolo Artistico, in dem auch Wagner zu erscheinen pflegte.

An einem Abend zeigte Ferdinand Bac gerade dem spanischen Prätendenten Don Carlos einige seiner Karikaturen, als unverhofft Richard Wagner hinzu trat und den spanischen Prinzen begrüßte, den er als einen guten alten Freund kannte. Der Prinz stellte darauf den jungen Bac dem Meister vor.

„Richard Wagner stand also vor mir oder vielmehr ich vor ihm", schreibt Ferdinand Bac. „Er war kleiner, als ich ihn mir früher vorstellte. Dennoch: sein weiter Überrock, die typische Krawatte und sein nicht eingeengter Hals bestätigten mir die Echtheit der Photographie, die ich von ihm so oft gesehen hatte und die man in Venedig in allen Schaukästen finden konnte.

Indem er mir flüchtig — vielleicht wie ein Abgeordneter — und gleichgültig die von blauen Adern durchzogene Hand reichte, fragte er mich beiläufig nach meiner Herkunft. Auch interessierte ihn der Zweck meines Aufenthalts in Venedig. Ich erzählte ihm darauf mit reiflich überlegten Worten, daß ich erst eine Woche in Venedig weilte und daß ich auch hier meine Tage zu beschließen gedächte.

„Wollen Sie sich frühzeitig zugrunde richten?" fragte er. Dabei schaute er mich kleingläubig an. „Vergessen Sie nicht, mein Lieber: Venedig ist eine Belohnung des reifen Alters und eines wohlausgefüllten Lebens. Ich hoffe, Sie können es so weit nicht gebracht haben. Ihnen steht noch ein langer Lebenskampf bevor. Können Sie mir verraten, wie alt Sie sind? Über das zwanzigste Lebensjahr noch nicht hinaus?"

„Nein, ich bin gerade zwanzig Jahre alt!" antwortete ich. Er schüttelte den Kopf, schaute mir in die Augen und erwiderte mir dann: „Nun, dann verlassen Sie die Stadt. Versuchen Sie erst, sie zu verdienen."

Er kehrte mir den Rücken und begab sich an einen Tisch, an dem Don Carlos mit einer spanischen Hofdame eine Tasse Tee trank.

An diesem Abend ließ ich Wagner nicht aus den Augen. Als ich merkte, daß er sich den Anwesenden empfehlen wollte, schlich ich mich zögernd an seinen Tisch heran und fragte ihn, ob ich ihn nicht einmal besuchen dürfte. Während ich ihn — vielleicht etwas ängstlich — anschaute, reichte er mir die Hand: „Nun gut! Kommen Sie morgen gegen neun Uhr vormittags zu mir. Ich werde Ihnen die Tetralogie erklären."

Pünktlich stellte ich mich im Palazzo Vendramin ein. Des Künstlers Heim erschien mir in jener Stunde ruhig und verzaubert. Und dies Gefühl ließ mein Herz höher schlagen. Etwas ängstlich und befangen betrat ich das Vorderzimmer. Eine ältere Frau führte mich hinein. Hier fand ich einen Mann an der Ofenbank sitzend vor. Später erkannte ich in ihm einen Händler, der Hemden und Unterjacken in jedem Hause anbot. Am Erdboden lagen zwei Kisten, die der Mann offenbar mitführte; ferner hielt er auf den Kisten mehrere kleine Kartons.

Ich setzte mich ans Fenster und schaute in den von Kastanienbäumen beschatteten Hof hinein. So träumte ich vor mich hin, den Augenblick erwartend, in dem Richard Wagner eintreten würde.

Schon hallten Schritte an mein Ohr. Ich wandte mich um. Es war der Händler, der im Zimmer unruhig auf und ab ging. Unsere Blicke kreuzten sich — unsere Gedanken auch. Denn bald darauf machte sich der Geschäftsgeist des Venezianers bemerkbar. Er bot mir seine Waren an. Tags zuvor hatte ich ihn bereits abgewiesen. Heute erkannte er mich nicht mehr. Er führte eine Anzahl der feinsten Hemden und Unterkleider mit sich. Fast mechanisch faßte ich nach diesen kostbaren Kleidungsstücken. Er sprach viel von der Haltbarkeit und legte sie behutsam in den Karton zurück. Als ich mich in keinen Handel einlassen wollte, erklärte er mir mit Stolz, daß der Meister sein bester Kunde wäre. Noch niemals wäre er aus Wagners Hause gegangen, ohne daß er mit ihm nicht ein gutes Geschäft gemacht hätte.

Ich ließ ihn ruhig weiter erzählen, achtete aber nicht darauf, sondern schaute besorgt und unruhig nach der Tür hin. Doch nichts regte sich.

So warteten wir noch eine lange Zeit.

Da — endlich öffnete sich die Tür. Wagner trat ins Zimmer.

Er trug eine weite Jacke aus schwarzem Samt und einen indischen Schal um den breiten Hals. Die grauen Haare waren unordentlich, die Ärmel aufgestreift, so daß man die Manschetten der feinen, seidenen Hemden sehen konnte.

Er begrüßte uns flüchtig und führte uns in sein Heiligtum, ins Studierzimmer. Ich trat zuerst hinein. Gleich darauf folgte der Kaufmann mit seinen Kisten und Kartons.

Wagner betrachtete darauf aufmerksam einen Schal, den der Händler um den Arm geschlungen hatte. Dann stürzte er sich sogleich auf die Waren. Mit einer Hast, von der ich nicht weiß, ob es Vergnügen oder Verachtung war, wühlten seine nervösen Hände in der Seide und schufen eine Unordnung, die selbst den Händler entzückte.

Sagen Sie mir schnell, wieviel Hemden habe ich von Ihnen denn schon gekauft?" fragte Wagner.

„Nun, ich glaube . . . ich weiß nicht . . . es können aber nicht mehr als achtzig bisher gewesen sein", antwortete der Mann, sichtlich bemüht, die genaue Anzahl nicht ganz zu verschweigen.

Ich schaute beiden eine Weile zu. Dann schlich ich mich unbemerkt auf den mir vom Meister zugewiesenen Stuhl. Ich saß ganz still da — und betrachtete aufmerksam die Fliegen, die an den Fensterscheiben summten.

Der Meister fuhr darauf fort, die einzelnen Sachen zu betasten und durcheinander zu wühlen. Dann legte er einen Haufen von ungefähr zwanzig Hemden zusammen und schob ihn beiseite, ohne nach dem Preis zu fragen. Die übrigen drehte er in ein Knäuel zusammen und legte sie in die Kisten zurück.

Darauf begab er sich zum Schreibtisch und zahlte dem Händler die gewünschte Summe aus. Dieser bedankte sich höflich und schob sich schließlich mit den Kisten und Kartons zur Tür hindurch.

Wagner warf indes einen flüchtigen Blick zur Wanduhr. Sie hatte gerade elf geschlagen. Um diese Zeit erwartete ihn Don Carlos im Cercolo Artistico. — Damit war die kurze Audienz beendet."

Bac hat nichts über die Tetralogie erfahren . . .

Es ruft in der Nacht.

Skizze von Fritz Philippi.

Unsere Insel liegt im Nordmeer wie ein strapazierter Stiefel. Oben hängt ihm eine Strippe heraus und ist der äußerste Zipfel Deutschlands, ein schmaler Dünenstreifen zwischen See und Watt. Die beiden Leuchttürmer und ihre Familien sind die einzigen Bewohner und hausen wie auf einer Endstation am Rand der grenzenlosen Sicht, umbrandet vom urzeitlichen Spiel und Gegenspiel von Himmel, Meer und Land. Das Ostfeuer hat Standlicht und schaut unentwegt nach dem Westfeuer, dessen Blinklicht die ganze Nacht hindurch kurz-kurz-lang macht. Sie sagen auf der Insel, daß die Leuchttürmer auf Ost- und Westfeuer noch nie übereingestimmt haben —

Vielleicht fing die Feindschaft zwischen Claus Brodersen und Jens Nielsen schon mit diesem eigensinnigen Widerspruch ihrer Leuchtfeuer an, bei denen sie nachts wachen mußten. Alles übrige Geschehen beherrschte im Wechsel von Wetter und Gezeiten und im Auf und Ab des Wellenschlages so unbeschränkt einerlei den winzigen Landfinger, daß es sich wie ein unabänderliches Schicksal in das Nachdenken der einsamen Menschen verbohrte. Es mußte alles so sein. Keine menschliche Macht konnte es ändern, so wenig sie etwas dem Willen der Meeresströmung zu widerstreben mächtig war, die an den Dünen wie an weißen Knöchlein nagte.

Aber ins Unbedingte, Unabänderliche vertiefte sich auch jeder menschliche Gegensatz. Nach der Revolution wurde die Insel Abstimmungsgebiet. Auch in den Dörfern entstand hier und dort Meinungsverschiedenheit über die Frage: für Deutschland oder Dänemark? Am Ende der Welt, zwischen Ost- und Westfeuer, brach darüber Feindschaft aus auf Leben und Tod. Deutschland siegte. Claus Brodersen mit seinem Standlicht beaufsichtigte künftig das Westfeuer, das nach der dänischen Küste blinkte. Jens Nielsen wurde seinem Nachbar dienstlich unterstellt.

Als die Februarstürme das Gewölk ins Wasser rissen, bis der Tag in der Flut versank, kam zur Unzeit für Brodersens Frau ihre schwere Stunde. Der Mann hing am Fernsprecher und bekam keinen Anschluß bei der nächsten Menschensiedelung. Er überwand sich und rief das Blinkfeuer an, dessen Frau möge ihrem Geschlecht beistehen in seiner höchsten Not. Jens Nielsen log, seine Frau sei selber krank.

Es rief in der Nacht — vergebens! Am Morgen kam das Kindlein tot zur Welt. Seitdem siechte Brodersens Frau dahin. Claus nannte in der Austernschänke des zugehörigen Dorfes Jens Nielsen einen Verbrecher. Der Strandvogt Feddersen beantragte Nielsens Versetzung, bevor das Unheil weiter seinen Lauf nehme. —

Unentwegt schaltete das Gleichmaß im ungeheuren Raume. Der Tag hob den Saum der Nacht auf, und die Nacht begrub den Tag in den Wogen. Welcher Monat, welcher Wochentag? Der Frühlingstag verlor sich schaukelnd im grauen Einerlei; milchweißes Nebelgespinst kroch hinter ihm drein. Das Geschnatter und Geschrill der Strandvögel verstummte. Das Meer lallte im Traum, während die Welt bei sich selber im tiefen Nachdenken versank.

Claus Brodersens Frau müsse sich operieren lassen, hatte am Vormittag der kleine Doktor Jensen gesagt und war auf seinem hochrädrigen Dünenkarren davon gefahren. Nun saß der Feuerwärter bei seinem Licht und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Da meldete sich der Fernsprecher vom Westfeuer und vermittelte, als Claus den Hörer abnahm, einer weinerlichen Frauenstimme und ihrer Angst die Zuleitung zum Ohr eines Todfeindes. Jens Nielsen war mit der zweiten Flut nach der Sandbank Uthörn gefahren und nicht zurückgekehrt.

Was er dort wollte? Die Frau schwieg. Seehunde schießen, obwohl es dem Feuerwärter verboten sei zu jagen. Da müsse Jens selber zusehen, wie er fertig werde. So höhnte Claus und hängte ein. Es erfüllte ihn mit Genugtuung, daß die Strafe Gottes einen Missetäter jetzt heimsuchte.

Nach geraumer Zeit rief das Westfeuer abermals an. Diesmal bettelte und barmte die Frau noch ärger. Sie höre deutlich aus der Gegend von Uthörn das Hilferufen ihres Mannes. Gewiß war ihm bei aufkommender Flut sein Boot abgetrieben. Nun komme der Blanke Hans und nehme ihn mit . . . Claus ereiferte sich zum Zorn: „Oha!" Der Teufel komme über einen Kindesmörder und zahle ihm heim. Wer aber ihm, Claus, die Kosten zahle für die Operation seiner Frau?

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!" jammerte die Stimme. Dann solle der Nachbar ihr sein Boot leihen und ihr erlauben, das Westfeuer so lange zu verlassen.

Über dem harten Nein brach die Stimme ab.

Gottes Barmherzigkeit? knirschte Claus und starrte in sein Licht. Gott hielt Gerichtstag!

Aber nach einer Weile konnte er nicht mehr still sitzen. Es trieb ihn hinunter ans Watt. Oben blinkten bleiche Sterne. Über dem Wasser lag es stumm wie flockig weißer Odem.

Horch! Jetzt kommt es fernher aus Menschenohr. Es ruft in der Nacht!

Dieses hilflose Rufen hat Claus Brodersen schon vor Jahren gehört. Die Erinnerung daran sinkt bleischwer in ihm ein und läßt seine Knie beben. In Flandern ist's gewesen. Sie liegen bei Poelkapelle. Ringsum spritzen turmhoch die Erdfontänen. Der Betonklotz, den die Eisenhämmer knacken wollen, heißt die Hundehütte. Aber das Ärgste ist zuletzt das nächtliche Rufen der Verwundeten aus den Tümpeln im Trichterfeld. Sie stopfen sich die Ohren. Und als es nichts hilft gegen das Rufen, muß es sein. Es muß sein! Sie müssen heraus kriechen aus Deckung und dem Stärksten gehorchen — dem, das so ruft in der Nacht! —

Claus Brodersen ist auf seinen Leuchtturm geflüchtet, stiert ins Licht, seine Mienen verzerren sich. Jetzt hält er sich die Ohren zu. Aber er hört das fürchterliche Rufen doch, als wäre es innerlich in ihm. Zuletzt ist er zähneknirschend aufgestanden. Hinab zum Strand, und weil er kein anderes Mittel zur Hand hat, löst er das Boot und steuert gegen das gespenstisch weiße Rufen an, wie gegen einen Feind!

Er kommt ans Ziel. Auf Uthörn langt die Flut Jens Nielsen schon bis unter die Arme. Er plumpst ins Boot wie ein Sack.

Nun ruft es nicht mehr in der Nacht. Claus hat einen stummen, unlieben Fahrgast. Als sie anlanden und Jens sich nicht erhebt, stößt ihn Brodersen mit dem Fuß an und läßt seinen Zorn an dem Feind aus, der über Gebühr glimpflich davon gekommen ist.

Weil aber der vom Tode Gerettete nicht wieder schlägt, sondern wie ein Kind aufschluchzt, läßt Claus von ihm ab, erstaunt und besinnt sich. Erst bei seinem Leuchtfeuer fällt ihm ein, daß er wohl wider Wissen und Willen, unter dem Einfluß der Kriegskameradschaft, ein Werk der Barmherzigkeit Gottes vollbracht hat.



Bunte Chronik



* **Der Riesentempel von Ubirájara.** Über ein Wunderwerk indianischer Baukunst, das zwar schon seit einiger Zeit bekannt, aber erst in jüngster Zeit genauer erforscht ist, erfährt man jetzt nähere Einzelheiten. Es handelt sich um die sogenannte Grotte von Ubirájara im brasilianischen Bezirk Ceará, die, wie sich jetzt ergeben hat, nichts anderes als einen Riesentempel der alten Tupy-Indianer darstellt, der wohl ohne Übertreibung als der größte seiner Art bezeichnet werden kann. Ist er doch bei über 1000 Meter Länge mehr als 30 Meter breit und besitzt eine Kuppel von 20 Meter lichter Höhe. Das Innere, in 12 große und zahlreiche kleine Säle unterteilt, enthält unter anderem einen Teich, den ein Gewölbe von 100 Meter Höhe überdacht. An dem Riesenbau müssen viele Tausende von Arbeitern Jahrhunderte hindurch gewirkt haben. In seiner Bedeutung noch ungeklärt ist ein nahe dem Eingang auf zwei Felsblöcken ruhender großer Stein, der beim Anschlagen einen weithin vernehmbaren, glockenähnlichen Klang von sich gibt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.